

Baruch *Graubard*, der in seinem Vortrag die Hörer miterleben ließ, was Tora nicht nur im Tenach, sondern in der talmudischen Tradition, ja bis zur Gegenwart dem gläubigen Juden bedeutet, und Frau Dr. Pnina *Navè*, die die Bedeutung der Tradition und der Traditionen im Judentum erläuterte und durch Beispiele aus der Liturgie verdeutlichte.

Was Tradition im Judentum bedeutet, sollte jedoch nicht nur durch eine geschichtliche Analyse erschlossen, sondern darüber hinaus durch den Vergleich mit dem Traditionsverständnis in der evangelischen und der katholischen Theologie verdeutlicht werden. Die grundsätzlichen Erörterungen über Traditionsverständnis aber sollten an einigen Grundbegriffen aus jüdischer und christlicher Tradition überprüft werden. Übereinstimmung und Entfremdung mußte aus dem Vergleich sichtbar werden. Wenn Abraham Juden und Christen als Vater des Glaubens gilt, was liegt dann näher, als nach den Worten zu fragen, die die Eigentümlichkeit jüdischer und christlicher Glaubensweise am besten beschreiben. Wenn Glauben (Pistis), im Neuen Testament ein zentraler Begriff, das wiedergibt, was das hebräische Wort Emuna meint, läßt sich dann von diesen beiden Worten her die Eigentümlichkeit jüdischer und christlicher Glaubenserfahrung beschreiben, wie das Martin Buber 1950 in seinem Buch „Zwei Glaubensweisen“ getan hat, oder hat Emuna weder im Tenach noch in der talmudischen noch in der späteren jüdischen Tradition eine Bedeutung, die Pistis entspricht? Hat etwa Martin Buber so sehr mit Blickrichtung auf den christlichen Gesprächspartner gesprochen, daß dadurch das eigentlich jüdische Selbstverständnis gar nicht zu Wort gekommen ist? Wie verhält es sich mit einem anderen Begriff, der in der neutestamentlichen Verkündigung eine so große Rolle spielt, dem Königreich Gottes? Wann kam die Bezeichnung Gottes als König in der Religion des alten Israel auf? Welchen Wert hat dieser Begriff in der jüdischen Tradition? Um schließlich noch den dritten Begriff zu nennen: Was bedeutet eigentlich Tora im Tenach und was in der jüdischen Tradition? Was blieb von der Tora in der Botschaft des Neuen Testamentes, bei den Evangelisten, bei Paulus übrig?

Alle Elemente jüdischen Glaubens sind bei Paulus noch vorhanden, aber die Gewichte sind verschoben. Die Tora ist nicht einfach aufgehoben, aber sie hat ihre zentrale Bedeutung eingebüßt; ihre Geltung ist eingeschränkt. Um der Verkündigung der Heilsbotschaft Christi willen hat der Apostel Paulus die Tora entthront. Das macht seinen Antijudaismus aus. Das Thema Kontinuität und Diskontinuität von Altem und Neuem Testament, jüdischem und christlichem Traditionsverständnis knüpft also sehr genau an die Frage nach dem Antijudaismus im Neuen Testament an. Wird, wer sich zu den Kategorien des Neuen Testamentes bekennt, fähig sein, die Sprache des jüdischen Gesprächspartners überhaupt zu verstehen? Professor *Graubard* erinnerte daran, daß es Religionsgespräche zwischen Juden und Christen vielfach im Laufe der Geschichte gegeben hat, die aber zumeist unglücklich verlaufen sind. Die Bereitschaft zum brüderlichen Gespräch allein garantiert noch nicht, daß ein Gespräch heute unter so ganz anderen Vorzeichen zwischen Juden und Christen, wenn es um Dinge des Glaubens dabei geht und nicht um die Erörterung etwa eines gemeinsamen sozialen Engagements, dennoch nicht ohne weiteres zu einer Annäherung, zu einem besseren gegenseitigen Verständnis führen muß, daß vielmehr an seinem Ende auch Enttäuschung stehen könne.

Die christlichen Theologen, die in Arnoldshain an dem Symposium teilnahmen, Katholiken wie Protestanten, verleugneten nicht, daß sie aus verschiedenen Schulrichtungen kamen, daß ihre Offenheit für den anderen unterschiedlich groß war. Aber sie stimmten im Willen zum Lernen und damit auch zum Sichbelehrenlassen mit ihren jüdischen Freunden überein. Diese Lernbereitschaft wurde sichtbar in die Tat umgesetzt. Einige der christlichen Exegeten hatten unbefangen, verführt durch den wissenschaftlichen Sprachgebrauch der Exegese an den theologischen Fakultäten in Deutschland, in ihren Manuskripten das Wort Spätjudentum verwendet, ohne sich klarzumachen, daß hinter diesem Wort eine Ideologie steckt, die These nämlich vom Ende Israels mit dem Jahre 70. In Arnoldshain wurde ihnen der Star gestochen. Sie ersetzten den unglücklichen Begriff durch den wertfreien vom nachbiblischen Judentum. Auch wirkte es befreiend, daß nicht einfach Juden und Christen einander gegenüberstanden, sondern daß die Interpretationsmethoden christliche und jüdische Forscher gegen andere christliche und jüdische Forscher Stellung beziehen ließen. Pfarrer Friedrich Wilhelm *Marquardt* war es, der den christlichen Theologen die provozierende Frage stellte, ob nicht die überlieferte Begrifflichkeit in der Theologie von vornherein den Zugang zum Gespräch mit den jüdischen Partnern verstelle. Er forderte damit den Widerspruch von Professor Erich *Gräßer*, Dekan der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Bochum, heraus, der in Arnoldshain eine höchst eindrucksvolle Analyse des neutestamentlichen Begriffes Pistis (Glaube) gegeben hatte. In diesem Widerspruch wurde eine notwendige Krisis des Gespräches deutlich. Notwendig ist die Krisis; denn es darf nicht vorschnell Einigkeit postuliert werden, Grenzpfähle können und sollen nicht verrückt werden, und dennoch müssen die eigenen Positionen aufgebrochen und neu bedacht werden. Ein bewegendes Erlebnis war es, zu sehen, daß Pfarrer Günther *Wied* aus Kettwig, Assistent von Professor Kremers, zögerte, den Gottesnamen auszusprechen, um nicht das religiöse Empfinden der jüdischen Gesprächspartner zu verletzen. Bewiesen die christlichen Theologen aus Deutschland ihre Stärke in der Analyse alt- und neutestamentlicher Grundbegriffe – hier muß noch neben Professor Gräßer der Heidelberger Alttestamentler Professor Rolf *Rendtorff* besonders genannt werden, der eine sorgliche Beschreibung und Klärung des Begriffes Emuna (Vertrauen) im Alten Testament vorlegte –, so bestachen die christlichen Theologen, die erstmals aus Holland gekommen waren, um am Symposium in Arnoldshain teilzunehmen, durch ihre Vertrautheit mit jüdischen Denkkategorien.

5 Internationales christlich-jüdisches Jugendtreffen in Straßburg

Von Dr. Willehad P. Eckert OP

Das Antlitz der Kirche wandeln!

Beim Anblick der Gestalten von Kirche und Synagoge am Südportal des Straßburger Münsters gestand die österreichische Historikerin Frau Professor *Weinzierl*, von Jugend an habe sie letztere sympathischer gefunden, während sie die triumphierende Haltung der Kirche stets abgestoßen habe. Gerade dieser Anblick mahne uns

Christen, entgegnete der Generalsekretär des Council of Christians and Jews, Pastor *Simpson*, an unsere Aufgabe, das Antlitz der Kirche zu wandeln. Dies sei nicht zuletzt auch eines der Ziele, um derentwillen die diesjährige Jugendkonferenz des Internationalen Konsultativ-Komitees der Organisationen für christlich-jüdische Zusammenarbeit nach Straßburg einberufen sei. Acht Tage lang, vom 22. bis zum 30. August, hatten sich auf Einladung dieses Komitees und der nationalen Organisationen, für Deutschland also des Deutschen Koordinierungsrates und der einzelnen Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, junge Menschen aus Deutschland, England, Frankreich, Italien, Luxemburg und der Schweiz in Straßburg zusammengefunden, um einander als Christen und Juden besser kennenzulernen. Straßburg ist dazu ein besonders geeigneter Ort. Ist nicht schon der Name der neuen Synagoge – Friedenssynagoge an der Avenue de la paix – ein Programm? Hier wurde der Schabbat-Gottesdienst von allen Teilnehmern mitgefeiert. Erzbischof *Elchinger* hatte auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil, als er sich für die Verabschiedung der Judenerklärung einsetzte¹, nachdrücklich die Straßburger Friedenssynagoge in ihrer symbolhaften Bedeutung für eine christlich-jüdische Begegnung erwähnt. Während der Konferenz bekundete die Straßburger Geistlichkeit, daß der Erzbischof mit seiner Haltung der Aufgeschlossenheit nicht allein steht. Die Predigt während des Hochamtes im Straßburger Münster leitete Monsignore *Bockel* mit einem Grußwort an die Konferenzteilnehmer, insbesondere an die jüdischen Gäste, ein. Im gemeinsamen Gottesdienst – oder richtiger gesagt, in der wechselseitigen Anteilnahme an den Gottesdiensten in der Synagoge und in der Kirche – sprach sich die Einheit der Glaubenden gegenüber dem Unglauben aus. Begegnung ist aber nur dann zwischen Christen und Juden möglich, wenn die Last der Geschichte nicht verdrängt wird, wenn man um Narben weiß, wenn Christen zur Schuld der Vergangenheit stehen. Als der Generalvikar der Straßburger Diözese den Konferenzteilnehmern einen Empfang gab, da erinnerte er sie an die dunklen Seiten im Buch der Geschichte der Christenheit. In Straßburg werde die Kirche im besonderen Maß daran gemahnt. Die vom Münster zum bischöflichen Palais führenden Straßen heißen Judengasse und Brandstraße zum Gedächtnis an den Ort des mittelalterlichen Judenviertels und der Stätte, an der die mittelalterliche jüdische Gemeinde nach der großen Pest 1349 auf Grund der fälschlichen Bezeichnung der Brunnenvergiftung dem Feuertod überantwortet wurde. Narben bleiben und schmerzen immer noch. Erst auf dem Hintergrund dieses Wissens kann ein fruchtbares Gespräch beginnen, wird sich erweisen, ob die Aufgabe lösbar ist, das Antlitz der Kirche zu wandeln.

Die Teilnehmer der Konferenz und ihre Erfahrungen

Eingeladen waren Jugendliche im Alter von achtzehn bis fünfundzwanzig Jahren. Damit eine Begegnung zwischen den jungen Menschen der verschiedenen europäischen Länder überhaupt möglich war, mußte die Zahl der Teilnehmer begrenzt werden. Jede der einladenden nationalen Organisationen sollte nicht mehr als höchstens fünfzehn Teilnehmer nominieren. Daß Luxemburg unter dieser Zahl bleiben würde, war nicht anders zu erwarten. Daß

auch die Franzosen nicht die volle Stärke erreichten, ist anscheinend auf Mängel der französischen Organisation zurückzuführen. Um so besser waren die anderen Länder vertreten. Gekommen waren Delegierte der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit oder ähnlicher Organisationen. Gekommen waren aber auch Jugendliche einfach, weil sie sich für die Verbesserung der Beziehungen zwischen Christen und Juden interessieren und sich dafür engagieren, auch wenn ihnen die Gesellschaften noch ganz unbekannt sind. Überhaupt fand ein Teil der jungen Deutschen, daß die Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit viel zu wenig bekannt seien und auch zu wenig täten, um bekannt zu werden. Zu einer Mitarbeit in den Gesellschaften sind sie bereit, vorausgesetzt, daß Formen gefunden werden, die jugendgemäß sind. Ansprechbar sind sie jedenfalls. Sollten sie den Weg zu den Gesellschaften nicht finden, so muß das nicht unbedingt ihre Schuld sein. Studenten und Studentinnen waren nach Straßburg gekommen, darunter die Enkelin des ersten Generalsekretärs des Deutschen Koordinierungsrates, Theologiestudenten, denen über ihren Studien aufgegangen war, wie unbekannt ihnen eigentlich das lebendige Judentum von heute ist, wie nötig es aber wäre, es kennenzulernen. Aber da gab es auch den jungen Volksschullehrer aus Österreich, der sich dem Studium der Geschichte zugewandt hat und bereits eine umfassende Dokumentation über Antisemitismus in Österreich nach 1945 zusammenstellen konnte. Da gab es den Sozialarbeiter aus Italien und die Leiterin einer jüdischen Jugendgruppe aus England. Von jungen Menschen, die mit den sozialen Problemen vertraut sind, ging die Anregung aus, bei künftigen Jugendkonferenzen sich auch zu einem gemeinsamen Tun zusammenzufinden, vor allem einmal einen Blick hinter die Kulissen zu tun. Das war eine Anregung, die der Rabbiner *Friedmann* aus Straßburg sofort aufgriff und die ihn zu der Bemerkung veranlaßte, ob nicht die Teilnehmer derartiger Jugendkonferenzen vorwiegend aus bürgerlichem Milieu stammten und daher um so notwendiger erfahren müßten, was es um soziale Not sei, wie etwa, um ein Beispiel zu nennen, die Lebensbedingungen einer jüdischen Flüchtlingsfamilie beschaffen seien, die die letzten Ausschreitungen der Araber in den Ländern des Nahen Ostens ihrer Heimat beraubt hätten. Im Miteinander-an-einem-Werk-Arbeiten könnten Juden und Christen sich wahrhaft finden.

Menschliche Begegnung war wichtiger noch, als was in Vortrag und Diskussion an Sachwissen vermittelt werden konnte. Daß Mauern zwischen den jüdischen Jugendlichen aus England und den deutschen bestanden, um ein Beispiel zu nennen, war in den ersten Tagen der Konferenz durchaus zu spüren. Sie wuchsen noch nach dem gemeinsamen Besuch des Konzentrationslagers Struthof. Die dort stehenden Baracken und sonstigen Zeugnisse aus der Zeit des Terrors schienen das Urteil der Eltern über Deutschland und die Deutschen zu bestätigen. Aber von Tag zu Tag lernten die jungen Menschen einander besser kennen. Mauern brachen, Freundschaften wurden geschlossen. Juden aus England, Christen aus Deutschland fanden zueinander. Lernten so die jüdischen Teilnehmer von klischeehaften Vorstellungen Abschied nehmen, so hatten auch die christlichen Teilnehmer aus Deutschland einiges zu lernen. Zum erstenmal wurde ihnen bewußt, daß Judentum vielgestaltig ist, daß es sich so wenig auf einen Nenner bringen läßt wie das Christentum. Daß Judentum nicht einfach mit Konfession gleichgesetzt werden kann, erfuhren sie von dem Oxforder Gelehrten

¹ s. FR XVI/XVII, 61/64, S. 177 f.

Alan G. Montefiore, der sich selbst einen Agnostiker nannte, sich aber zugleich ganz offen als Jude bekannte. Wie gegensätzlich die Auffassungen von orthodoxen, konservativen, liberalen und reformierten Juden sind, erfahren sie aus manchen Diskussionsbeiträgen. Aber das Wichtigste war, daß sie gläubige jüdische junge Menschen erleben durften. Wie soll sonst etwa eine Oberprimanerin aus Eschwege erfahren, was Jüdischsein eigentlich bedeutet. Bücher vermögen Interesse zu wecken. Doch entscheidend ist die persönliche Begegnung. Es gab deutsche Studenten, die offen im Gespräch gestanden, daß ihnen bisher in Deutschland und in Israel zwar junge Juden begegnet seien, die prächtige Menschen waren, aber so wenig gläubige Juden waren wie selbst gläubige Christen, daß ihnen hier in Straßburg zum erstenmal junge gläubige Juden begegneten von einer Selbstverständlichkeit des Glaubens, die sie nicht erwartet hätten. Da die Zahl der jüdischen Gemeinden in der Bundesrepublik, die eine aufstrebende Jugend besitzen, nicht sehr groß, die Chancen der Begegnung also für Nichtjuden in Deutschland gering sind, kann man den Wert einer Begegnung, wie sie die Konferenz in Straßburg ermöglichte, nicht hoch genug veranschlagen.

Themen der Konferenz: Überwindung der Schatten der Vergangenheit – Finden gemeinsamer Wege

Die Konferenz hatte sich ein doppeltes Ziel gesteckt. Es sollte geprüft werden, wie weit der Antisemitismus in Deutschland und Österreich noch lebendig und wirksam ist. Es sollten aber auch die Bedingungen für eine fruchtbare Begegnung heute aufgewiesen werden. Frau Professor Weinzierl, die neuere Geschichte an der Universität Salzburg liest, sprach über den Antisemitismus in Österreich. Ihr ging es darum, zu zeigen, daß der Antisemitismus Hitlers eine lange Vorgeschichte hat, es daher nicht erstaunlich ist, daß er auch noch nach Hitler fort dauert. Der heutige Antisemitismus in Österreich ist freilich ein Judenhaß ohne Juden; denn von den elftausend Juden in Österreich leben neuntausend in Wien, so daß die meisten Österreicher zumindest heute mit Juden gar nicht in Berührung kommen, der Antisemitismus sich also ausschließlich aus seinen eigenen Vorurteilen nährt. Nachdrücklich wies Frau Professor Weinzierl auf die überraschende Ähnlichkeit in der Motivierung ihrer Judenfeindschaft bei christlichen und neuheidnischen Antisemiten hin. Man kann daher die christlichen Judenfeinde nicht von der Verantwortung für die Auswirkungen in der nazistischen Ideologie lossprechen. Das einzige, was die Judenhasser von einst zu ihrer Entschuldigung anführen könnten, ist, daß sie die Brutalität und Konsequenz der Vernichtungsaktionen nicht vorausahnen konnten, da sie einfach alles menschliche Vorstellungsvermögen bei weitem überstieg. Aber nicht einmal diese Entschuldigung haben die Antisemiten von heute für sich. Wir müßten gewarnt sein: Auch Worte können töten! In der Diskussion wurden mancherlei Bestätigungen für das Vorhandensein eines Antisemitismus in Österreich gebracht, an dem die religiöse Unterweisung nicht immer unschuldig ist. Während dieser Vortrag mehr dem Erbe der Vergangenheit galt, beschäftigte sich Professor Hans-Jochen Gamm, Oldenburg, der durch seine Judentumskunde und manche andere Publikationen sich bereits einen guten Namen gemacht hat, mit den gegenwärtigen Strömungen in der Bundesrepublik. Das Bild, das er von herrschenden Tendenzen, den Antihaltungen, etwa dem Anti-Intellektualismus,

entwarf, schien manchen der nichtdeutschen Zuhörer zu negativ zu sein. Doch bestätigten die Studenten aus Deutschland die Richtigkeit seiner Ausführungen. Den nichtdeutschen Teilnehmern blieb vor allem aber ein Wort von Professor Gamm als richtungweisend im Gedächtnis, nämlich daß die deutsche Geschichte eben beides beinhaltet, Goethe und Auschwitz, und daß man über dem einen das andere nicht vergessen dürfe. Den deutschen Hörern mochte eine solche Bemerkung als bare Selbstverständlichkeit erscheinen. Für die ausländischen Teilnehmer, deren Eltern zum Teil Überlebende von Auschwitz und anderen Konzentrationslagern waren und die sich alle mit den Mahnmalen der Vergangenheit, nicht zuletzt beim Besuch des Lagers Struthof, konfrontiert sahen, war eine solche Bemerkung keineswegs selbstverständlich. Für sie war es eine notwendige Orientierungshilfe.

Aus dem Hintergrund der Erfahrungen von Auschwitz muß man auch die Bemerkung von Rabbiner Dow Marmur aus England verstehen, der in seinem Vortrag die deutsch-jüdische Begegnung als die Bewährung des Experiments einer christlich-jüdischen Begegnung herausstellte. Rabbiner Friedmann wandte sich in seinem Vortrag dem Verhältnis Israel und der Diaspora zu. Die tiefe Verbundenheit der Juden, auch dann, wenn sie in den Ländern der Diaspora, vielleicht besser der Galut, völlig integriert erschien, habe gerade die Nahostkrise und der jüngste Krieg bewiesen. Vor allem einigen nichtjüdischen Teilnehmern aus England erschienen die Ausführungen von Rabbiner Friedmann als zu nationalistisch und daher geeignet, neue Mauern aufzurichten. Mit diesem Einwand entfachten sie heftige Diskussionen. Zu begrüßen war, daß in den Gesprächen deutlich wurde, wieviel besser noch der Zionismus und die Fakten der Entstehung Israels bekannt gemacht werden müssen. Übrigens sprachen die Teilnehmer an der Jugendkonferenz den Wunsch aus, daß bei künftigen internationalen christlich-jüdischen Jugendkonferenzen nicht nur einzelne Israelis teilnehmen sollten, sondern daß Israel mit einer eigenen Gruppe vertreten sein müßte.

Monsignore Bockel leitete zur theologischen Betrachtung über. Ihm ging es darum, das gemeinsame Erbe von Juden und Christen aufzuweisen, zu zeigen, wie das Neue Testament aus dem Alten schöpft, wie Texte, die den Christen als spezifisch neutestamentlich erscheinen, in Wahrheit ihren ursprünglichen Platz im Alten Testament, im Tenach haben. Mußte da sich nicht das Interesse der nichtjüdischen Teilnehmer den Ursprüngen zuwenden. Manche mußten eingestehen, daß ihnen von der Schule her das Alte Testament weitgehend unbekannt geblieben sei. Jüdische nachbiblische Tradition war ihnen erst recht verschlossen. Die Konferenz konnte ihnen einen ersten Eindruck vermitteln. Aber unter diesen Umständen muß man sich fragen, ob junge Menschen, die noch so wenig Einblick in gelebtes Judentum haben, vom Besuch eines synagogalen Gottesdienstes großen Gewinn haben, selbst wenn eine Einführung vorausgeht. Angehörige der Reformsynagoge fanden, daß der orthodoxe Gottesdienst auf Nichtjuden archaisch wirken müsse, und schlugen für spätere Konferenzen eine Form der Feier vor, wie sie ihrem Ritus mehr entspricht. Ob und wie solche Vorschläge realisiert werden können, wird die Zukunft ergeben. Erwähnenswert sind diese Überlegungen aber doch, weil sie beweisen, mit welcher Intensität die Möglichkeiten einer vertieften wechselseitigen Kenntnis diskutiert werden. Die Frage, ob es sinnvoll und notwendig sei, die Zeugnisse des Terrors zu bewahren, wie das in Struthof geschieht,

oder ob es besser wäre, sich lediglich mit einem Mahnmal zu begnügen, fand eine Antwort auf der Exkursion nach Colmar ins Unterlindenmuseum. Der berühmte Isenheimer Altar von Matthias Grünewald stand einst in einer Hospitalkirche. Die unheilbar Kranken, die von der Pest Gezeichneten, wurden zunächst vor den Altar geführt. Sie erlitten dort gleichsam eine Schocktherapie. Der Anblick des Leides in seiner Vielfalt, nicht nur etwa in dem Bild des Gekreuzigten, sondern auch in den von Pestbeulen entstellten Dämonenleibern in der Versuchung des Antonius sollte den Kranken begreifen lehren, daß das eigene Leid nicht das größte ist. In der Leidbegegnung sollte er die Kraft zur Überwindung des eigenen Leides finden. Den Konferenzteilnehmern aber sagten die Bilder noch etwas ganz anderes, daß es nämlich nicht nur um die Deutschen und die Juden geht, nicht nur um die Versöhnung zwischen den Kindern der Verfolger und der Verfolgten, sondern um den Menschen schlechthin in seiner Gefährdung und Bedrohung. Wenn die Konferenz dazu beitragen konnte, Vorurteile abzubauen, Mauern einzureißen, Freundschaft zu stiften, dann gab sie ein Beispiel für das, was nottut, Brücken zu bauen, damit nicht der Mensch am Menschen schuldig werde.

6 Grundsteinlegung des Martin-Buber-Zentrums in Jerusalem

Bericht über die Feier auf dem Skopusberg am 30. Oktober 1967 von Dr. Willehad P. Eckert OP

Dieser Festakt war die erste offizielle Veranstaltung der Hebräischen Universität auf dem Skopus, wo die Universität seit 1925 arbeitete, bis sie durch den Überfall auf den Konvoi am 14. April 1948 vom israelischen Gebiet abgeschnitten wurde (s. o. S. 48 f.). Das Buber-Institut ist die erste Erweiterung der Universität an ihrem klassischen Sitz.

Mit der Schaffung eines Martin-Buber-Zentrums für Erwachsenenbildung soll die Erwachsenenbildung an der Hebräischen Universität Jerusalem einen Mittelpunkt erhalten. Martin Buber hatte bereits Jahrzehnte vor der offiziellen Eröffnung der Hebräischen Universität im Jahre 1925, nämlich schon 1903, die Hoffnung ausgesprochen, daß durch sie Männern und Frauen in allen Teilen des Landes die Möglichkeit zum Lernen geboten werde. Sein Leben lang haben ihn Fragen der Volksbildung im Allgemeinen und der jüdischen im Besonderen intensiv beschäftigt. Als Wurzel und Grundlage aller Erziehung sah er den Dialog, das partnerschaftliche Gespräch an, das der Lehrer zwar leitet und führt, bei dem er aber „echte Fragen“ aufwerfen soll, Fragen also, die er selbst nicht voll beantworten kann. Die Antwort des Schülers soll ihm jene Information geben, die er zuvor nicht besaß. Die Impulse, die Buber der Erwachsenenbildung gab, hat die Hebräische Universität Jerusalem aufgegriffen. Sie erkennt nach wie vor als eines ihrer wesentlichen Ziele, Erziehung und Bildung auch den Männern und Frauen zugänglich zu machen, denen ein ordentliches Studium nicht möglich ist. Zu diesem Zweck hat sie ein Zentrum für Erwachsenenbildung ins Leben gerufen, dem sie in Erinnerung an ihren Pionier den Namen des großen Religionsphilosophen gab.

Auf dem Skopusberg, auf dem seit der Mitte der zwanziger Jahre die Gebäude der Hebräischen Universität

erstmalig entstanden, der aber seit 1948 bis zum Sechstagekrieg 1967 für Professoren und Studenten unzugänglich war¹, soll das Zentrum für Erwachsenenbildung ein eigenes Gebäude erhalten, das Hörsäle, Seminarräume, Bibliothek, Lesesaal, Büros und Forschungszimmer umfassen wird. Als Stiftungsuniversität ist die Hebräische Universität auf Freunde und Stifter in aller Welt angewiesen. Der Bundesverband der Gesellschaften der Freunde der Hebräischen Universität Jerusalem in Deutschland hat beschlossen, die Kosten für die Errichtung des Martin-Buber-Zentrums in Erinnerung an die Bedeutung, die Martin Buber für Juden und Christen, für Deutschland und für Israel hat, aufzubringen. Einschließlich der Einrichtung und Ausstattung werden sie voraussichtlich etwa zwei Millionen D-Mark betragen. Davon ist bisher ein Viertel aufgebracht worden. Das ist zwar noch lange nicht genug. Aber es reichte aus, um die Grundsteinlegung zu rechtfertigen.

Bei der Grundsteinlegung waren nicht nur Mitglieder und Freunde der Hebräischen Universität anwesend. Ein Buber-Symposion, das an der Hebräischen Universität anlässlich der Grundsteinlegung veranstaltet wurde, bot einen zusätzlichen Anreiz, an der Reise nach Jerusalem teilzunehmen. Übrigens wurde in diesen Tagen auch noch ein weiteres Projekt in Angriff genommen.

Die Universität der Stadt Tel Aviv hat sich innerhalb weniger Jahre entfalten können und bedarf daher neuer Gebäude. Für ihre Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät soll mit Hilfe vor allem der deutschen Gewerkschaften ein Institut eingerichtet werden, das nach dem einstigen Wirtschaftsjournalisten und späteren israelischen Minister Fritz Naphthali benannt wird. Die Grundsteinlegung ging der des Buber-Zentrums sogar noch um einen Tag voraus. Hier wie dort war und ist eine der treibenden und mitreißenden Kräfte der Direktor der Bank für Gemeinwirtschaft, Walter Hesselbach.

Während in Tel Aviv die Gastgeber sich bei der Grundsteinlegung damit begnügten, die deutschen Gäste in Englisch anzureden, wurden die Besucher aus Deutschland in Jerusalem dadurch angenehm überrascht, daß die israelischen Gastgeber durchweg ihre Ansprachen auf Deutsch hielten. Deutscherseits revanchierte sich Professor Rolf Rendtorff, Heidelberg, mit einem Grußwort in Hebräisch. Besonders packend waren die Worte des Präsidenten der Zionistischen Weltorganisation, Dr. Nahum Goldmann, der den Mut zur Selbstkritik auch zu dieser Stunde und an diesem Ort besaß. Er gestand, daß er Buber immer wieder besucht habe, zuletzt noch wenige Monate vor seinem Tode; denn er sei einer der wenigen großen geistigen Führer des Judentums in unserer Zeit gewesen. Leider sei das Judentum heute nicht reich an solchen Führern. Buber hielt, wie Dr. Goldmann betonte, Israel die Treue, obwohl er sich zu mancher Kritik herausgefordert sah, obwohl ihn seine Weise des Zionismus in Gegensatz zu vielen anderen brachte, obwohl seine Stimme mehr im Ausland als dort gehört wurde. Aber er gab nie die Hoffnung auf, daß der Zionismus in Israel die Lehren und Verheißungen der Propheten verwirklichen werde. Trotz vieler Anfeindungen trat er unbeirrt für eine Verständigung zwischen Juden und Deutschen ein. Darum ist das Martin-Buber-Zentrum ein würdiges Geschenk.

Die Deutung der Position Bubers in Israel war gleichsam ein Auftakt zum Buber-Symposion. Ihm ging jedoch noch

¹ s. o.